

# Leid

Autor(en): **Schieber, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 15

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669953>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen, als ich diese dritte Dosis erhielt. Vielleicht war es die Ahnung kommenden Unheils, die mich die strahlende Schönheit dieses Tages so genau erfassen ließ. Die Vögel jubilierten auf den Bäumen im Garten des Krankenhauses, und die Bläue des Himmels lockte zu Fahrt und Abenteuer. Das Alaskagold in meinen Adern schien gleicher Meinung zu sein. Nach einer halben Stunde schon wirkte es so unternehmungslustig, daß ich nicht mehr zweifelte, jetzt die Kofkur, ein richtiges Jack London-Abenteuer, bestehen zu müssen. In kurzem wurde der ganze Körper gelb wie eine Zitrone, und rasch folgte die heftigste Reaktion mit Schüttelfrost und Erbrechen. Die Schwestern rannten. Die Ärzte erschienen. Dr. Mehr aber, meinen Puls kontrollierend, lächelte nur und sagte ruhig: „Alaskagold“.

Ein herrliches Stichwort für die anschließende Krisis! Das Wort begleitete mich, als die erste ungestüme Reaktion abklang und eine seltsam weiche Müdigkeit mich zu entführen drohte. Das Wort klang immer wieder auf im halb trunkenen, halb schläfrigen Taumel, der mich ergriff und in den hinein die Worte der Schwestern und Ärzte wie aus weiter Ferne klangen. Alaskagold! Ja, da hatte ich es nun in den Adern, und es begleitete mich auf meiner seltsamen Reise, leuchtete in meine Müdigkeit hinein mit Szenen aus Jack

Londons Büchern. Ich zog mit ihm auf Fahrt und Abenteuer, fuhr in seiner Yacht auf dem Ozean, begleitete ihn im Boot durch die Schluchten und Stromschnellen Alaskas. Welch ein Leben! Welch eine Fülle und Schönheit! Und gingen die Wogen noch so hoch, schien sich das Boot mit Wasser zu füllen, so daß beklemmende Angst mich würgte, immer stand Jack London am Steuer und sprach ruhig: „Wir kommen durch!“

Und Dr. Mehr brachte mich durch. Noch ging es Wochen, bis ich geheilt war; die folgenden Jahre aber brachten erneute Fülle des Lebens, so reiche Fülle, daß mir die Begegnung mit Jack London mehr und mehr aus dem Gedächtnis entschwand. Nun, da mir sein Name beim Durchblättern eines Bücherkataloges mit neuer Eindringlichkeit in Erinnerung gerufen wurde, fand ich es an der Zeit, des Dichters dankbar zu gedenken. Dr. Mehr aber mag es mir verzeihen, wenn ich glaube, daß Jack London an meiner Genesung so großen Anteil hat wie sein intravenöses „Alaskagold“. Er wird sich mit dieser Hintanzetzung um so eher abfinden, als heute den Ärzten im Kampfe gegen die Bangsche Krankheit erprobte Mittel zur Verfügung stehen, so daß sie dieser Seuche ohne literarische Beihilfe Meister werden. -h1

## Leid

VON ANNA SCHIEBER

Es sind drei Geschichten und doch eine, weiß sie alle vom gleichen handeln, wie nämlich das Leid uns Dinge lehrt, die wir außerdem nicht oder doch nicht so vollkommen gekonnt hätten.

Es kamen einige Wandersleute, Männer und Frauen, am Abend in ein Wirtshaus. Herz und Augen hatten sie noch voll von den Bildern der schönen Heimat, von Wäldern, die in der heißen Mittagsglut herbsüßen Duft ausgeströmt hatten, von Bergen, die in den sinkenden Abend hineingeleuchtet hatten, in leichten, ferneblauen Duft gehüllt, von dem lieben Fluß, der seine Wellen freudig gelassen talab getragen, und von jungen

Kindern, die mit Jubel und Jauchzen in der Flut geplätschert hatten.

Freudige Geräusche des Tages gingen ihnen nach: Vögelsingen, Kinderlachen, das Ruheln der heimkehrenden Kühe und Wimmeln ihrer Schellen, das Plätschern des vielröhrigen Brunnens und das Läuten der Abendglocke.

Sie saßen still ausruhend und warteten aufs Essen, den schönen Tag in sich bewegend. Da drang durch Dunst und Lärm der großen Wirtsstube, zu der die Tür offen stand, ein süßer, langgezogener Laut, der sie aufhorchen ließ: ein Am-sellied. Es kam nicht von draußen herein, der

Vogel mußte in der Stube sein. Das war er auch: ein Gefangener, der im Käfig saß. Er sang so sehnlich tief und voll, daß es die Herzen der Wanderleute bewegte, es war, als ob eine Seele rief, die sich aufschwingen wollte, das Lied rührte alle Tiefen auf.

Sie ist blind, sagte das Kind, das am Tisch saß und seine Aufgaben schrieb, von der Amsel. Deswegen singt sie so schön. Der Wirt hat sie gekauft. Sie hat Heimweh, sie will hinaus. Man kann sie aber nicht fliegen lassen, die Kaze fräße sie. So schön singt draußen keine, es kommt vom Heimweh. Dann beugte es sich von neuem über seine Tafel; es hatte gesagt, was es vom Hörensagen wußte.

Die Gäste sahen einander an, besonders tat das ein junges Paar, das auf dem ganzen Wege Hand in Hand gegangen war. Sie wußten, was sie meinten. Sag' es, ermunterte der Ehemann seine liebe Frau.

Da erzählte sie den andern: Ich hatte als junges Mädchen eine schöne Stimme. Er — sie zeigte auf den Gatten — liebte sie, schon als wir noch harmlose Jugendgespielen waren. Besonders ein Lied, das wir beide gern hatten, mußte ich ihm immer singen. Es war ein starkes, süßes Liebeslied, das wir beide nur halb verstanden; aber wir hießen es „unser Lied“. Dann wurde ich krank, schwerkrank und verlor meine Stimme. Trübsinnig ging ich dahin; es war nicht viel Freude in meinem Leben; alles schien zu schlafen, was mich ergötzt hatte und womit ich andere hatte erfreuen können. Auch er war nicht mehr da; es war etwas zwischen uns gekommen. Nur die Sehnsucht lebte noch, aber sie saß mit matten Schwingen im Käfig. Da hörte ich, mein Freund sei heimgekommen, aber mit einer schweren Wunde, er werde wohl sterben. Es war ihm auf der Reise ein Unglück begegnet. Da faßte mich das Heimweh und die Liebe mit scharfen Krallen; ich verstand mich ganz, und ihn, und unser Lied. Ich hätte es ihm singen mögen, aber ich hatte keine Stimme, und ich durfte auch nicht zu ihm. Er lag in einem Krankenhaus, das am Waldrande stand. Dort ging ich jeden Abend vorbei und sah ein spätes Licht brennen. Ich wußte, es sei das seinige. Ein Mann kam aus dem Hause; er redete mit einem, der unter der Türe stand.

Es wird bald vorüber sein, sagte der eine zum andern. Da ergriff mich die Verzweiflung. Er muß mich noch hören, sagte mein Herz; er darf mir nicht so entgehen, auf immer. Ich wußte nicht, wie mir geschah, aber ich sang. Ich konnte singen. Wie auf Flügeln schwang sich meine Stimme empor, und unser Lied drang durch die Nacht zu ihm hin, der wach lag und mich hörte.

Was soll ich noch sagen? Er genas, und ich war genesen. Das bitter-schwere, heiße Verlangen hatte mich aus der Ohnmacht erlöst. —

Es bedurfte nichts mehr. Niemand fragte: wie seid ihr denn zusammengekommen? Nicht dies noch sonst etwas. Sie waren beisammen, und es war gut. Ein älterer Mann war im Kreise. Er sah nachdenklich in sein Glas. Ich weiß auch von einem furchtbaren Leid, sagte er, das ein Können löste. Es geschah meinem Freund; er ist im fernen Lande. Ein Künstler in Stein und Marmor. Er war einer der Glücklichen, dem alles zuflog: Liebe, Gunst, Ehre, Geld, auch Können. Er hatte eine leichte, sichere Hand und ein glückliches Auge. Besonders die Frauen hatten ihn gern; er kam in Aufnahme, wie man so sagt. Aber es fehlte ihm etwas, eine Tiefe und Fülle. Manchmal fühlte er es selbst, aber er konnte es nicht ändern; es war so seine Anlage. Er gewann eine Braut, ein ernstes, schönes und kluges Mädchen, das ihn liebte, trotzdem es seine Schwäche sah. Du mußt etwas Starkes schaffen, sagte sie, etwas Großes. Du mußt alle Kraft zusammennehmen; es muß ein Ganzes werden. Das sagte sie oft und hoffte, daß es geschehe.

Da kam der Tod und riß sie aus seinen Armen. In zwei Tagen vollbrachte er sein Werk, und der Liebste blieb allein. Der fühlte zum erstenmal in seinem Leben grause Schmerzen, die ihn ganz durchwühlten. Wo ist alle Sonne und Freude hin? rief er. Wo ist die Welt hin, in der ich so fröhlich war? Ich bin wie in ein fremdes, wüstes Land verbannt.

Da, in der übergroßen Sehnsucht seines Herzens, fing er an, zu bilden. Ungeduldig pochte der Meißel Tag und Nacht, als ob aus dem Stein heraus erlöst werden müsse, was leben und zu ihm hin wollte. Eine Gestalt rang sich los und ein Haupt, Züge, die so fern und ihm doch so nahe waren, ihre Züge, aber geädelt und ver-



geistigt, weil er sie im Unirdischen suchen mußte. Als das Werk fertig war, stand ein Bote Gottes da, ernst, voller Hoheit, Liebe und Milde. Der Bildner aber war betroffen, sehnlich und doch beglückt. Bist du das, fragte er. Und bin ich's noch? Denn auch in ihm war ein Neues geworden; Leid hatte mit hartem Hammer und scharfem Meißel an ihm geschafft, Sammlung und Tiefe war geschaffen, wo vorher tausend Nichtigkeiten spielten, wie Mücklein in der Sonne. —

Ein junges Mädchen war in dem Kreise, das erzählte beim Heimkommen diese Geschichte einer alten Frau, die es lieb hatte.

Die neigte leise das Haupt. Ernst und gütig sah sie auf das junge Kind. Ich will dir auch etwas erzählen, sagte sie, was mich das Leid gelehrt hat. Mich hat es, da ich lachte, sang und spielte, indes meine Seele weinte und nach Hause beehrte, — mich hat es an der Hand genommen und in tiefes Dunkel geführt, durch reißende Wasser und in große Einsamkeit. Da habe ich, wie die Amsel in der Blindheit, ängstlich gerufen, bis ein starkes, volles Lied daraus wurde, und bis ich die Antwort vernahm.

Mich hat es, was ich noch nicht konnte, gelehrt, mit Gott zu reden.

## Bergfrühling

Wie blau sich nun der Himmel dehnt!  
Von allen Gipfeln sprüht ein Funkeln,  
oh, Wandlung tief und lang ersehnt,  
nach weissen Nächten, frühem Dunkeln.

Schon blüht der zarte Krokus wieder  
und Vogelsang erfüllt die Lärchen.  
Die Bäche fallen rauschend nieder,  
erwacht aus tiefem Wintermärchen.

Oh, welch ein Werden, Atmen, Blühen!  
Schon grünt der steile Sonnenhang,  
die Schatten sinken von den Flügen,  
nun macht der Winter nicht mehr bang.

Wie wunderbar sind die Gewalten,  
die herrlich sich dem Aug' enthüllen!  
Und tausend Wunder neu entfalten  
und festlich reich den Tag erfüllen.

PETER KILIAN

## Vorfrühling

VON RUTH BLUM

Meine kleine Stube atmet immer noch die Atmosphäre des Winters. Nichts kündigt hier drinnen den Frühling an als eine kleine Schale mit Schneeglöcklein und Leberblumen, die ersten Gaben meines Gartens. Und durchs geschlossene Fenster geht der Blick hinaus auf eine Landschaft, die immer noch winterlich anmutet mit ihren kahlen Bäumen und dürren Wiesenhängen. Osterliche Tage ohne Kirschbaumblüten und Beilchenblau!

Dennoch ist der Frühling da, man muß nur die rechten Augen haben, ihn zu finden. Uns Innere der Häuser dringt er zulezt. Stolz und scheu, wie er sich in diesen Tagen gebärdet, ver-

langt er von allen, die ihn lieben, daß sie seine zaghaften Spuren im Freien suchen, auf den schmalen Feldwegen zwischen grünenden Roggenfluren, am Rande der Riesgruben, wo die Weidenkätzchen silbern, und vor allem in den Lichtungen der Wälder, an den sonnigen Laubholzhalden, die nach Süden liegen . . .

Eingehüllt in meinen alten Kapuzenmantel, den Stock in der Rechten, mache ich mich auf, seiner Fährte nachzuspüren. Meine Füße gehen die alten Wege der Kindheit, die ich bald seit dreißig Jahren zu beschreiten pflege. Es sind die Füße einer gewohnten Waldgängerin, die sich behaglich dehnen im groben Wanderschuh. Sie